



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kröger, Timm: Hein Wieck : eine Stall- und Scheunengeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gregorovius nicht einmal die Freude an der herrlichen Natur des Landes aufkommen. In seinen römischen Tagebüchern schreibt er einmal, die Bildung in der Schweiz sei importiert, nachdem sich das Volk von der deutschen Kultur losgerissen hatte, habe es nichts eignes mehr. Die Alpenwelt ist ihm nur „ein kaltes, stummes Wunder,“ und er begreift nun, „warum die Schweizer so prosaische Menschen sind,“ die Berge am Vierwaldstättersee findet er „wüst und formlos,“ Basel „eine graue, monotone Stadt,“ die außer „dem tristen Gegenstand“ des Holbeinschen Totentanzes nichts Sehenswertes hat. Er sieht Schulkinder auf der Reise: „Sie fingen nicht, sie johlen oder brüllen, sie schmausen nicht, sie verschlingen.“ Auf der Gottshardpost prügeln sich ein Passagier und der Postillon und schimpfen „mit furchtbarem Barbarengeschrei in der schönen Landessprache.“ Und Gregorovius sieht darin „eine Probe von der Erziehung des Schweizervolkes.“ Dieses Urteil, das der große Geschichtschreiber der Stadt Rom sicher nicht als Mensch, sondern als Preuße gefällt hat, schmerzt mehr aus solchem Munde, als tausend Pamphlete im Stile Arthur Fränkels!*)

Nun zum Schluß! Wenn meine Zeilen vielfach unwillkürlich zu einer oratio pro domo geworden sind, so bitte ich, mir das als Schweizer zu gute zu halten. Auch so hat es vielleicht für Deutsche einiges Interesse, einen Schweizer, der übrigens selbst durch enge Verwandtschaftsbande mit Deutschland verknüpft ist, offen und ehrlich seine Meinung sagen zu hören. Ich weiß wohl: *Liacos intra muros peccatur et extra!*

Zürich

H. W.



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

1



unser Persetter war eine Doppelpersönlichkeit, von der die eine hochdeutsch sprach und Schule hielt, die andre einen gemüthlichen Land- und Bienenvirt darstellte und sich plattdeutsch unterhielt.

In der Schulstube sprach Persetter meistens hochdeutsch, wenn auch plattdeutsche Zwischenreden mit unterließen. Wenn wir zum Beispiel den Todschlag des Moses an dem Ägypter behandelten, dann brummte er wohl vor sich hin: *Mot dach 'n fünfschen Kerl sin hem, de ol god Moses — wenn ein Junge gähnte, ohne die Hand vorzuhalten, verwies er in seiner launigen Art: Klas, mol't Mul tau, dat treckt, un ol Lüd kömmt dat ni verdrägen. —* Ab und zu ließ er auch wohl den lieben Gott plattdeutsch sprechen; im allgemeinen aber hielt er die zum Unterricht gehörigen Reden in hochdeutscher Sprache.

Die Thürschwelle vor der Wohnung des Persetters und vor der allgemeinen Eingangstür nach der Schulstube hatten zwar ein gewöhnliches Aussehen, waren

*) Arthur Fränkel, Kulturbilder aus der „freien“ Schweiz, 1897.

aber insofern merkwürdige Schwellen, als sie die hochdeutsche Seele des Per setters niemals hinüberließen. Dem draußen war er im Plattdeutschen vollständig hartnäckig und konsequent. Selbst seinen Schülern gegenüber vermied Per setter es, den Lehrer hervorzukehren und zu Schulmeistern; war es aber durchaus nötig, so geschah es in plattdeutscher Sprache. Auf den besagten Schwellen wird wohl eine geheime Zauberformel gewesen sein, die die hochdeutsche Seele des Per setters verhinderte, sie zu überschreiten.

Unsre Schule — sie lag, weil wir sie mit einer Nachbargemeinde gemeinsam hatten, unparteiisch zwischen beiden Dörfern auf einer Anhöhe — hatte viele Fenster, vor dem Garten einen Sodbrunnen und einen Torfstall hart an der Landstraße. Diese Landstraße war breit und sandig; all die Kinderfüße, die Tag für Tag hinüber- und herübertrippelten, ließen keinen Grassalm aufkommen, um so weniger, als es nicht einmal mit dem Trippeln gethan war. Denn sobald Per setter uns mit der plattdeutschen Ermahnung, sittsam nach Hause zu gehn, entlassen hatte und als vollkommen Plattdeutscher über die verwunschne Schwelle entkommen war, wurde zwischen den Knaben der beiden Dörfer die Tagesschlacht geliefert. Der Alte kümmerte sich nicht darum, nur wenn der Lärm gar zu schlimm wurde, erschien er an der Ecke des Torfstalls, ließ die blanken Knöpfe seiner gestrickten Weste rechts und links den Berg hinunter blinken und rief sein lautes Hoi! hoi! ins Kampfgewühl hinein. Was dann im Wegsande lag, schüttelte den Staub aus den Jacken und trollte den Berg hinab — beide Teile mit der Überzeugung in der Hochbrust, „eigentlich“ Sieger geblieben zu sein.

Die Mädchen waren inzwischen weiter gegangen, um uns in Namlosbek zu erwarten. Hein Wieck und meine Wenigkeit spudeten uns, denn wir hatten ein Seelenverhältnis zu dem Zwillingpaar Antje und Niede Kühl, Töchtern des Hofbauern Harm Kühl; es machte uns viel Freude, sie zu treffen, aber noch mehr, ihnen durch das Tragen der Bibeln und Gesangbücher Ritterdienste zu leisten.

2

Namlosbek heißt „Bach ohne Namen.“ Ein Gewässer so zu nennen war zwar eine Wunderlichkeit, aber eine, die durch Herkommen geheiligt war. Da konnte es denn auch nichts ausmachen, daß der namenlose Name zugleich auf ein Wegplätzchen übertragen wurde, das an den Ufern in einer Waldecke, unmittelbar an dem großen fiskalischen Walbe, lag.

Mit einem gewissen sanften Lärm kam der Bach aus dem Gehege, umgabelte das Dreieck und stäubte den Reiz der Quelle und Waldestühle aus seinen Wellen.

Der Platz war mit großen Steinfindlingen belegt. Einige hatten glatte Flächen, prachtvoll darauf zu sitzen. Eine große Eiche, deren Eichelfrucht sich in den Fugen des Steinhauens verlor, schattete über dem stillen Fleck; Salbei und Löwenzahn, Schafgarbe und Kälberkropf trieben ringsum ihr Wesen.

Hier war auch die Eingangspforte zum Gehege. Stand ihre grüne Farbe auch mit der sprossenden Waldnatur in Einklang, so stach doch das vornehme Weiß der Spitzen und Köpfe an Latten und Pfählen angenehm davon ab. Ein großes Schloß und ein großer königlicher Adler im goldnen Schnittpunkt des kunstvollen Sprossenwerks wehrten als Symbole einer vor dem Allerheiligsten wachenden Autorität dem Wagenverkehr, aber ein Steinweg lud gütig neben der Pforte die Fußgänger zum Eintritt ein.

Was aber die Stelle besonders berühmt machte, das war die Eiche, überall als „krumme Eiche“ bekannt. Denn eben diese krumme, gebogne Form machte ihre

Schönheit und ihr Geheimnis aus. Kein Mensch wußte — zumal da die Krumme erklecklich alt sein mußte —, was ihr in der Jugend zugestoßen war, damals, als sie, sicherlich in Gesellschaft stehend, noch ein junges, unerfahrenes Ding, ein kleiner Eichelschößling gewesen sein mochte, der sein biegsames Stämmchen getrost aufrecht trug. Hatte der Sturm einen Riesennachbar gefällt, deckte der ihre schlanke Gerte mit seiner Schwere? Jedenfalls wollen wir den Unfall preisen, der ihr eine Gestalt gegeben hat, die sie zu etwas besonderm macht. Ihr mächtiger Stamm, der sich mit imposanter Gewalt aus dem Knorrenetz der Wurzeln löst, rankt einem schwerfälligen Schlinggewächs gleich, das nicht auf eignen Füßen stehn kann, über dem Boden daher. Dann aber gewinnt er in einem wundervollen Bogen den Ausblick und strebt nunmehr gerade auf, dem Gebiet mannesmutiger Eichenkraft, den freien Lüften zu, wo sein Wesen sich ungehemmt entfaltet. Schlagschatten huschen von den siegreichen Wipfeln, blizende Sonnenlichter tropfen aus dem Raschellaub der Krone.

Wir waren wohl andächtig, wenn wir in dem Frieden der Krummen weilten, aber doch nicht in dem Maße, wie ihre Erhabenheit erwarten durfte. Ohne von besonders feierlichen Gefühlen befeelt zu sein, benutzten wir ihre Mißgestalt, um auf dem Stamm zu hocken. Noch lieber ritten wir Buben darauf, und Gorg Bünz, der Sohn des Zimmermanns, wollte der Krummen gar an den Kragen. Er klopfte und hämmerte daran herum, ob auch der Wurm drin sei, ob sie auch hohl sei und faul. Er maß ihren Umfang und ihre Länge, besonders interessierte ihn die Größe und Kühnheit des Bogens, und schließlich enthüllte er seine schwarzen Pläne. Er wollte, sobald er nur das Geschäft seines Alten übernommen habe, sie abhauen, zersägen, sie zu Brettern und den stolzen Bogen zu Felgen für Wasserturbinen verarbeiten. Aber so von aller Pietät verlassen waren wir, war namentlich Hein Wieck doch nicht. Wir andern begnügten uns mit einem mündlichen Protest, Hein Wieck aber schlug dem Gorg die Sache voll und blieb Steger.

Die krumme Eiche hatte auch den Reiz des Unheimlichen, sie war ein Spökelbaum.

Vor vielen Jahren hatte am Walde, dort wo jetzt Eggert Ruge wohnt, ein alter Mann gelebt, der nach dem Tode seiner Frau in große Not gekommen war. Er war alt und schwach geworden und bettelte sein Essen im Dorf zusammen. Man sah ihn immer mit einem Henkeltopf und hatte ihm deshalb den Beinamen Detlev mit dem Topf gegeben. Eines Tags ergriff ihn die Verzweiflung, er wollte seinem Leben ein Ende machen, und hier an der krummen Eiche, die ihre Zweige so gar bequem ausstreckt, sollte es geschehn, sobald die Dunkelheit eingetreten sein werde. Der letzte Tüsterstrick seiner vor einiger Zeit eingegangnen Ziege schien ihm zur Himmelsleiter geeignet zu sein. Detlev mit dem Topf hat aber sein Vorhaben nicht ausgeführt. Denn auf einmal ist es licht um ihn geworden, ein heftiges Wesen hat die krumme Eiche bewegt, es ist dem armen Detlev ganz wunderbar geworden, er hat geglaubt, die Stimme seiner Frau zu hören, und Entsetzen über das, was er zu thun im Begriff gewesen ist, hat ihn übermannt.

Thatsache ist es jedenfalls, daß der alte Mann nachts bei Hein Wiecks Großeltern hinter den Fenstern vom Ellernbusch erschienen ist, daß er dort Unterkunft gefunden hat, morgens aber tot auf seinem Lager vorgefunden worden ist.

Ein Zeichen hat sich auch noch bei der Beerdigung ereignet. Wie der arme Detlev als Leiche am Namlosbek vorbeigefahren worden ist, hat die krumme Eiche den Toten gegrüßt, ihre Krone hat sich in feierlichem Raufchen gebogen. Und es war doch so stille Luft — hat Heins Großmutter, von der diese Geschichte stammt, gesagt.

Es war im Herbst, als diese Geschichte erzählt wurde. Abendnebel begannen die Gründe und Wiesen zu füllen, das Grauen ging in unserm Kinderkreise um; die Dinen schauerten zusammen, Niece Kühl fing an zu weinen.

Und du, mein trefflicher, krummer Freund? Ist es nur ein frommer Glaube der Dörfler, oder führt in der That eine Brücke von deinem blinden Willen zu der freien Empfindungswärme unsrer Seele? Und wenn auch. Was kümmern dich die Kindergeschichten über deinem Wurzelwerk, die Kindermund für Kinderohren erzählt? Die Lüfte nehmen sie hinweg, und morgen scheint wieder die Sonne. Gedenkst du noch der Drohungen des kleinen Burschen mit der kurzen Jacke, des lieblosen Gorg Bünz? Gedenkst du des Tags, wo auch an deinen Stamm die blanke Axt gelegt werden wird? Ist sie schon geschmiebet, diese Axt? Und spendest du auch dem, dessen Hand sie führen wird, den Schatten deiner Krone?

Ein Windstoß rüttelte den Baum, am Himmel waren Wolken heraufgekommen, schwarze Windschläuche mit zerzausten Rändern. Ein Klagen, Stöhnen und Weinen ging durch die Äste des Niesen. Und . . . tapp . . . tapp . . . gefrorenen Thränen gleich tropfte harte Eichelfrucht auf die weichmütigen Dorfkinder und die harten Steine.

Mir war, als habe jemand gesagt: sie weint. Wenigstens kam es mir über die Lippen: jawohl, die Eiche weint, und Niece Kühl weint auch. Kommt, laßt uns gehn!

3

Im Dorfe lichteteten sich rasch unsre Scharen: zunächst verschwanden die Bahls, die Eckmanns, die Bollstedts und dann die andern. Pfeifend — das ist die Art eines echten Dorfkinds — schlarzten sie in ihren Pantinen von der Hofstelle her, unter der Dachtraufe entlang bis zur Küchenthür, die sie schleunigst aufnahm. Sie waren an der richtigen Stelle, denn hier schmort es lustig in den Pfannen.

Hein und meine Wenigkeit, Antje und Niece blieben zusammen; wir hatten den längsten Schulweg. Die beiden Mädchen waren von einer auf dem Lande ungewöhnlichen Gewandtheit und Geschmeidigkeit: Antje gesetzt, schlank, blond — ihr trug Hein die Bibel mit großer Inbrunst nach —, Niece lustig und dunkel. Und wenn ich an die letzten Tage denke, die ich in meinem Dorfe zubrachte (ich kam nachher zu einem Dufel unsers Kirchdorfs), so denke ich auch an Niece Kühl, wie sie vor uns herflog und sich nach Blumen bog.

Ihr Vater, Harm Kühl, war der größte Bauer des Dorfs und mit Glücksgütern gesegnet. Seine Besitzung führte den Namen „der Holm,“ und wenn man sich näherte, so rüttelte eine Art Eichenallee die Erwartung auf, daß das, was kommen werde, etwas besonderes sei. Das Rascheln vom Zitterlaub der Pappeln und Eschen, das uns auf der Dorfstraße immer im Ohre gelegen hatte, wurde zu einem vollen Rauschen, Hofsunde schlugen an, es ging an großen in Kreuzform aufgeführten Baulichkeiten, deren Wohnräume gegen die Regel der Straße zugekehrt waren, vorüber, darauf an Nebengebäuden und dann an Gärten.

Es folgten freie Weiden, und bei einer Wendung des Wegnickts standen wir vor der Heimstätte unsers Hein — dem „Ellernbusch.“ Das Gehege rollt hier seine Massen bis an den Weg, der feuchte Waldgrund treibt gemeines Erlengebüsch mit graugrünen Blättern. Wo der Erlenwald aufhört und die Pflaumenbäume des Ellernbusches anfangen, mag man aus der Farbenschattierung der Blätter erraten. Die kleine, weißgekalte Räucherfate (zwei Dachdeckerstühle sind in halber Höhe sichtbar) duckt sich mit bemoostem Strohdach und niedrigem First hinter den

Wald. Sie hat sich schon längst darein gefunden, daß sich der Hebebaum des Sodbrunnens einbilden darf, nicht niedriger zu sein als sie. Dieser sieht um so hochmütiger aus, zumal dann, wenn er ganz hochgeredt und die Stange am Geländer eingeklinkt ist.

* * *

Die durch das Dorf führende Landstraße läuft an dem Saum des großen Waldes daher, aber so eigensinnig unabhängig von dem Gehege und so wunderbar gewunden, daß die Bäume bald nah bald fern sind, und der Blick des Wanders nur an wenigen Stellen in die grüne Einsamkeit hinabtaucht. Nach unserm Kirchdorf zweigt ein Seitenweg ab, der in großen Umwegen um den Wald herumführt; Fußgänger aber gehn von Namlosbek aus mitten durch das Gehege, das mit seinem keuschen Schweigen eine Viertelmile einsamen Glücks bedeckt.

Die meisten Bauernhäuser lehren die große Dielethür der Landstraße, die Stubenfenster den Gärten und Wischhöfen zu, was ihnen vom Wege her ein seltsam verschmizt zugetropftes Aussehen giebt.

Ich ahne, was dieses lustige Heimlichthum bedeutet, und wir alle werden es erfahren, sobald die magische Dämmerung der Dachböden, ihr stilles Summen und Weben uns zum erstenmal umspinnen hat. Es ist gar kein Zweifel: all die schalkhaften Giebelgesichter sind der Dachbodenwunder froh, die sie bergen.

Wie würde wohl Böcklin die Stille eines Heubodens malen?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nicht einmal, wie ich sie selbst darstellen würde, wenn ich Künstler wäre. Aber einige Linien arbeiten sich doch aus dem Wust meiner Vorstellungen heraus:

Ein Weib (das versteht sich von selbst), ein großes, schönes (ebenso selbstverständlich) ist Mittelpunkt der Erscheinung.

Große, schwarze, strahlende Augen muß sie haben und das blauschwarze, glänzende Haar, aus dem die Funken knistern, wenn man die widerspenstigen Locken aus der Stirn streicht.

Und das Gewand?

Es muß aus halbwellen Blumen: Ruhblumen und Distelköpfen, sowie aus Wollgräsern und Heu gewebt sein; ich meine das weiche, gelbe Heu, das auf hohen Sandabern inmitten morastiger Wiesen geerntet wird.

Im Hahnengerüst muß sie sitzen. Sie ist ja ein Gespenst, und Gespenster verstehen sich auch im Hahnholz einzurichten.

Und dann . . . summ . . . summ! Sie spinnt auf einem schemenhaften Gespensterpinnrad allerlei Wunderliches: Silberheu und Goldstroh.

Und zwei Kragen müssen dabei sein . . . eine niedliche weiße, schmeichelnd in dem Gewand ihrer Herrin vergraben, sodas man nur das kluge Köpchen sieht . . . ein großes schwarzes Ungetüm mit runden Glutaugen. Das hockt neben ihr zur Linken, frei auf dem Balken, und leckt sich die Lippen mit roter, blutdürstiger Zunge.

So ungefähr.

Aber das ist ja alles Unsinn. Mein Freund Hein, der hat Erfahrung in der Stallpoesie.

Der soll uns sagen, wie sie aussieht, die weltabgeschiedne, summende und webende Dachbodenstille.

* * *

Aus der Wärme, die der Verfasser seinen Worten überall da zu verleihen bemüht ist, wo er von Ställen und Scheunen spricht, darf man folgern, daß er sie als eine Art Heiligtum und Tempel bewertet.

So ist es in der That.

Es wäre aber unrecht an dem Leser, an dem Helden Hein Wied und an den Hausgöttern dieser Räume, wollten wir sofort das große Scheuenthor zurückzuschlagen und zusammen in die keusche Stille eindringen. Denn noch fehlt uns die Stimmung, noch werden wir eine Weile im Vorhofe zubringen. Aber selbst Hein Wied ist noch nicht für die Ställe reif, auch sind in seiner Seele noch einige Eigenschaften nachzuweisen, die ihn zum Verständnis dieser Penaten besonders befähigen. Müssen wir auch auf verschollene Erinnerungen zurückgreifen — man lasse uns dabei einen Augenblick verweilen.

4

Was willst du werden?

Das ist die übliche anspruchsvolle Frage der Großen an die Kleinen. Was willst du werden, Heini? das war die Frage aller Besucher gewesen, nachdem Heini zugestehn konnte, daß er Heini Wied heiße und vier Jahre alt sei.

Die Frage setzte ihn in Verlegenheit. Er nahm wahr, daß alle Leute etwas waren, und sah ein, daß auch er etwas werden müsse. Harm Mühl vom Holm war Hofbesitzer. Das wäre er am liebsten geworden, aber daran hinderte ihn, wie die Mutter sagte, ein kleiner Umstand — das liebe Geld oder vielmehr der Mangel des lieben Geldes. Nun beschloß er ganz seinen Neigungen zu folgen (Hofbesitzer zu werden, war mehr ein Ziel seines Ehrgeizes gewesen), er wollte Bettler werden. Da kam ein alter Mann nach dem Ellernbusch, der Stühm hieß, und noch einer, der Stopp genannt wurde. Beide bettelten, Stühm mit Gesang, Stopp ohne Musik, Stühm hatte früher — so berichtete die Fabel — einen großen Bauernhof gehabt, Stopp sollte studiert und dann das Uhrmachergeschäft erlernt haben. Nun trieben sich beide an warmen Sommertagen auf den Dörfern umher, verschwanden im Winter und erschienen wieder mit dem Schwirren der ersten Lerche. Hein legte sich die Frage vor, ob er erst studieren, dann das Uhrmachen lernen und darauf betteln wollte. Am liebsten wollte er mit Gesang betteln. Das Herumtreiben hätte ihm schon gefallen, aber die zerlumpte Bettlerkleidung machte ihm Kummer, die mochte er gar nicht leiden. Die Mutter aber sagte: pfui, betteln — betteln ist gar nicht nett. Die Mutter hatte immer Recht: den Plan, Stopp oder Stühm zu werden, mußte er aufgeben.

Nun wollte er Buttermann werden. Butterleute oder eigentlich „Butterkerle“ nannte man die Handelsleute, die bei den Bauern die Butter aufkauften, in Hamburg absetzten und dafür Kolonialwaren wieder „herunterbrachten.“ Im Ellernbusch sprach Walster vor, ein mittelgroßer Mann mit gelbem Lederanzug, etwas fett und fettig, wie es das Geschäft mit sich brachte. Er fuhr auf einem blauen Wagen und hatte ein großes, schwarzes Pferd mit blänkerndem Schwanz. Auf dem Wagen war über Reifentrippen ein angeblich weißes Laken gespannt, in Walsters gelber Lederhose spiegelte sich, namentlich in der Gegend sprossender Formenfülle, die freundliche Morgen Sonne. Ja, Butterkerl wollte Heini werden.

Walster kam alle drei Wochen vorgefahren. Er trompetete dem gut eingefahrenen Schwarzen sein Brrr! zu, warf die Zügel nachlässig über die Wagenleiste, sprang flink mit Bütte und Besemer vom Wagen und trat mit der stehenden Frage ein: Na, god baddert? Wieb, woveel heft? — Die Ware schwankte im Preise;

zunächst war also zur beiderseitigen Freude zu handeln, zu bieten, zu fordern, zu dingen und zu feilschen. Waren sie halbwegs einig, dann ging die Mutter in den Keller und holte die kleinen Butterfiguren des Ellernbusches.

Einen hervorragend günstigen Eindruck machte Walster nicht. Aber Butterkerl wollte Heini doch werden. Andre Muster kannte er noch nicht, auch hatte er es Walster versprochen. Und das Beste schien es immerhin. Er bekam dann ein schwarzes Pferd, er fuhr nach Hamburg und hatte eine schöne gelbe Jacke und eine blanke Hose.

Aber noch einmal mußte er seinen Entschluß ändern. Es that ihm vor sich selbst weh, aber er mußte wortbrüchig werden, nachdem er einen Blick in die Tonnen unter dem Laten gethan hatte und zugleich Zeuge gewesen war, wie Walster die saubere gelbe Butterfigur mit schmutziger Hand gewogen, mit derselben Hand in die schmierige Tonne geworfen und dann die fetttriefenden Hände erst in dem pomadifizierten Schwanz des offenbar hiervon nicht überraschten Schwarzen und darauf an seinen blanken Unausprechlichen ebendort abgewischt hatte, wo sich die Morgensonne spiegelte.

Jung! — sagte Heinis Alter —, Butterkerl willst du werden? Werde doch Dachdecker, was dein Vater ist, oder Zimmermann, oder beides. Das ist was. Hinauf in die frische Luft. Wenn du etwas größer geworden bist, darfst du mal mit aufs Dach.

Heini wunderte sich, daß er darauf nicht selbst gekommen war. Er lief hinaus und sah zum First des Elternhauses hinaus. Das kam ihm sehr hoch vor, eine Dachstelze wippte, tänzelte darauf herum, der blaue Himmel lachte darüber. Nun war die Frage entschieden: er wollte Dachdecker werden, wie sein Vater.

Und kurze Zeit darauf (Jasper belegte den Dachfirst vom Holm mit neuen Grassoden) saß Heini schon auf dem Dach. Der Vater hatte ihn hinaufgetragen und hielt ihn.

Der Kleine sah sein Dorf aus der Vogelperspektive mit grenzenloser Verwunderung. Zunächst das Storchneist auf dem gegenüberliegenden Scheunenfirst, die Köpfe der jungen Brut, er zählte (er konnte schon etwas zählen): es waren fünf. Der Wald war näher als sonst, die Ebene der Baumspitzen schillerte in allen Schattierungen.

Heini sah in den kleinen Wischhof, der seinem Vater gehörte, und bemerkte zu seinem Entzücken, daß sein hübsches, schwarzbuntes Kälbchen am Knick neben Heinrich Pahl's Koppel weidete. Er sah auch in Heinrich Pahl's Koppel hinein: der Roggen bleichte schon, und an den Grabenkanten blühten blaue Kornblumen.

Er hätte gern aller Welt gezeigt und zugerufen, was er für ein Allerweltskerl sei, und daß er oben auf dem Dache sitze. Im Geflügelhof krächte, gackerte und tackelte ein lustiges Volk, im Garten spielten Antje und Niekchen mit dem Kindermädchen im Sande: niemand nahm von dem kühnen Dachdecker Notiz. Nur das kleine, schwarzbunte Kälbchen am Knick hob für einen Augenblick das Köpfchen und rief Bäh!

Alles das drängte sich zusammen, das Bild erfreute den Heini einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick. Und dann war es mit der Freude aus. Den Knaben überkam trotz der kräftigen Vaterarme, die ihm Halt gewährten, das Gefühl der Schutzlosigkeit. Bisher hatte er sich immer unter der Obhut der Dächer und Giebel, der Hecken und Bäume gewußt; nun aber, da er sie unter sich, jedenfalls nicht mehr über sich sah, da über ihm nur noch die Schwalbe in der freien blauen Luft segelte, erfaßte ihn das Gefühl der Leere und der Verlassenheit, des

Auffichgestelltheins, das Gefühl einer Verantwortlichkeit, die er nicht zu tragen vermochte. Er fing erbärmlich an zu schreien, schrie immer fort und mußte von dem Alten hinuntergetragen werden.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß Jasper — so hieß der Vater — vor Heini seiner Würde gänzlich vergaß, daß er ihn ersuchte, der Mutter von der Dachreise nichts mitzuteilen. Und auch das dürfen wir hiernach verraten: in Ellernbusch führte die Frau Wieb das Regiment, zwar ein sanftes, aber sie führte doch die Herrschaft. Im Ellernbusch war die Verteilung der Gewalten so geordnet, wie es sich eben für einen ordentlichen Hausstand schießt. Und Heini hatte Mitleid mit seinem Alten gehabt. Er sagte nichts, wollte jedenfalls nichts sagen. Aber als er davon erzählte, daß der Storch von Eichholm fünf Junge habe, kam es heraus. Nach einem kurzen Verhör mußte Frau Wieb alles. Sie war sich sofort darüber klar, daß Jasper eine Predigt verdient habe. Er wurde ernst empfangen, und bei dem Abendessen ging es schweigsam her. Wieb konnte warten. Als aber der Kleine zu Bett gebracht worden war, da bekam Jasper, was ihm diente. Die weil Heini von seinem schwarzbunten Kälbchen träumte (er pflückte viele blaue Kornblumen in der Roggenkoppel, machte davon einen Kranz und legte ihn dem kleinen schwarzbunten um die Stirn), mußte Jasper vernehmen, daß seine Frau ihn, wenn er solche Streiche mache, für ein großes Kalb taxiere. Und fürwahr, es war kein Kranz frommer Kornblumen, was Frau Wieb ihm um seine ehrliche Schläfe wand.

Die Frage: was werden? war mit der Dachreise doch noch nicht endgiltig gelöst. Ab und zu entstanden Zweifel, womit Hein nicht recht fertig werden konnte. Zwar fing er, als er größer geworden war, an, sich in dem Handwerk seines Vaters nützlich zu machen, er zog, wenn sein Vater die Firsten mit neuen Soden belegte, den beschwerten Schlitten die Leiter hinauf, begann auch nach der Konfirmation selbständig mit dem Dachstuhl auf der Dachschrägung umherzuklettern, die Störche zu besuchen und die Löcher der Nachbarn Späßen zu stopfen, ja er machte waghalsige Exkursionen an den steilen Giebelseiten der Häuser — aber abgemacht war noch nichts. Auch sein Vater meinte jetzt, mit der Deckerei allein sei es nicht ratsam. Die Dachdeckerei nähre nicht mehr ihren Mann, war Jasper doch selbst nebenher noch Ortsnachtswächter. Er hätte seinen Sohn am liebsten zu einem Vaterbruder, der im Kirchdorf die Zimmerei betrieb, in die Lehre gegeben. Zur Zeit war aber kein Platz frei, Hein war auch nicht dafür.

Um diese Zeit war es, als sich unter der krummen Eiche folgende Abschieds-
szene ereignete.

Hein: Minsch, du wult Schriever warn?

Ich (lachend): Schriever enkli ni, awer dach meist so wat.

Hein (weich): Du hast god lachen, du geist un lets mi früg.

Ich: Töv man, dat durt ni lang, dann koms du na.

Hein: Wo meenst du dat?

Ich: As Temmermann.

Hein: Nömmers!

Ich: Ja Hein, wat wult denn enkli warn?

Hein: Di wälk sagn, awer ni weller sagn.

Ich: Da wälk ok ni.

Hein (entschieden): Knech wälk warn bi Harm Kähl.

Ich: Hm, hm (singend):

Min Antje is en Nos so rot,
 Min Antje is min Blom,
 Min Antje is en Swöll to hot,
 Min Antje is es Meß im Blot
 As Appel oppen Bom.

Hein, der mit allen Zeichen des Schreckens getuschelt hat: Still dach, still, dat
 kann Lüüd hörn!

* * *

Wir ahnten beide nicht, wie bald die Wünsche meines Freundes in Erfüllung
 gehn sollten. Hein mußte sie aber mit dem Leben seiner Mutter bezahlen. Frau
 Wieb wurde bald nach meinem Weggang krank, es war ein schleichendes, hoffnungs-
 loses Leiden; endlich erlöste sie der Friedensengel.

Die Sterbenacht seiner Mutter wurde zum festen Markstein in dem Gedächtnis
 unsers Hein.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Preußenhaß. Es wäre vielleicht gut und zu wünschen, daß sich jemand,
 der das Zeug dazu hat, einmal der Aufgabe unterzöge, eine Geschichte des Preußen-
 haßes zu schreiben, seiner Entstehung, seiner Blütezeit und seines beginnenden Verfalls.
 Auch außerhalb Preußens bricht sich allmählich immer mehr die Einsicht Bahn, daß
 Deutschland seine Rettung vor dem Untergange, seine Wiederherstellung und schließlich
 seine Einheit und Selbständigkeit dem preussischen Staate zu danken hat; daß auch
 von allen deutschen Staaten dieser allein dazu befähigt war, und zwar durch die
 Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, die strenge Pflichttreue, die Rechtschaffenheit und
 Wahrheitsliebe, den nüchternen, gesunden Verstand und die hohe, selbstbewußte
 Willenskraft, also durch Eigenschaften, die in diesem Staate aufgezogen worden
 sind. Es ist vornehmlich das Fürstengeschlecht der Hohenzollern, dem diese Eigen-
 schaften innewohnen, und das sie dem Staate eingepägt und anerzogen hat. Und
 doch ist kein Staat so gehaßt worden wie Preußen, gehaßt und verachtet sogar,
 denn der Haß liebt es, die Miene der Verachtung anzunehmen. Seine bespricht
 einmal die ganz richtige Beobachtung, die er in einem Irrenhause gemacht hat,
 wie nämlich die Irren sich untereinander mißtrauen und hassen, jeder vor dem
 andern warnt, und wie sie nur einig sind in dem Haß gegen einen, und daß dieser
 eine kein anderer ist als der Irrenarzt, der sie heilen und zur Vernunft bringen
 will. Könnte man nicht vom preussischen Staate sagen, daß er die Rolle des
 Irrenarztes gespielt habe in dem großen deutschen Tollhause? Und dieser Haß
 lebte und lebt leider noch jetzt in verschiedenen Formen und Graden in allen west-
 lichen und südlichen Ländern, einschließlich der preussischen Rheinlande, der 1866
 einverleibten Länder, auch in Mecklenburg und in den freien Reichsstädten. Dieser
 Haß hat zum Gegenstande nicht nur den preussischen Staat als solchen und sein